

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Theophil Bolling.

Siebenundvierzigster Band.

(Nr. 1—26.)



Berlin 1895.

Verlag der Gegenwart.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
 Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
 Inserate jeder Art pro 2 gespaltene Zeilen 80 Pf.

Inhalt: Die Arbeitslosigkeit. Von F. Schottkoefer (Berlin). — Von den dänischen Volkshochschulen. Eine Gedenkfeier von Professor W. Klein (Jena). — Bismarck als Humorist. Nach G. v. Poschinger's neuer Ansprachen-Sammlung. — Die deutschen Symbolisten. Von Oscar Panizza. — Feuilleton. Harun al Raschid II. Von B. — Aus der Hauptstadt. Riesenspielzeug. Von Caliban. — Notizen. — Anzeigen.

Die Arbeitslosigkeit.

Von F. Schottkoefer (Berlin).

Für die staatlichen Gewalten, für die herrschenden Classen ist es nichts weniger als eine Ehre, daß die sociale Frage der Arbeitslosigkeit noch in einem so ungewissen Dämmerlicht liegt. Praktisch-statistisch und wissenschaftlich gab man sich nur geringe Mühe, das Räthsel zu lösen. Wir sind heute so weit, daß wir gar nicht genau sagen können, wie viel Personen, die nichts haben als ihre Arbeitskraft, jeweils in jenem trostlosen Zustande sich befinden, der sie bei gesunden Gliedern und willigen Händen zum Müßiggang und zum Hungern zwingt. Amtliche Ermittlungen liegen in Deutschland nur aus einigen Provinzialstädten vor. Die englische Regierung hat schon vor etlichen Jahren Untersuchungen nach dieser Richtung veranstaltet und die gewonnenen Resultate in einem umfangreichen Blaubuche veröffentlicht. Was wir Deutsche an genauen Angaben besitzen, ging fast ausschließlich aus privater Initiative, und zwar der Arbeiter selbst, hervor. Dabei fanden die Arbeiter aber keineswegs überall die bereitwillige Unterstützung der Behörden. In Dresden ereignete sich im vorigen Winter, wie Schitowski berichtet, sogar der wunderbare Fall, daß eine von Arbeitern beabsichtigte Zählung der Erwerbslosen von Haus zu Haus von der Polizeidirection untersagt wurde „mit Rücksicht auf die hieraus für die Einwohnerschaft erwachsenden Belästigungen und sonstigen Anzuträglichkeiten“. Zuspiderhandelnde hatten 60 Mark Strafe oder 14 Tage Haft zu erwarten. Zum Glück zeigte man nicht überall solche socialpolitische Weisheit und wir gelangten so in ca. 30 Städten zu einer allerdings ungenauen Statistik. Darnach ergriff der Arbeitsmangel im Winter 1892/93 in diesen Orten 1—1,5% der gesammten Ortsbevölkerung, d. s. ungefähr 1,6—2,5% aller im erwerbsfähigen Alter stehenden. Die weitaus größere Hälfte der Bezählten war verheirathet. Die Dauer des Arbeits- und Erwerbsmangels bewegte sich durchschnittlich zwischen 6 und 17 Wochen. Für Berlin berechnete Dr. Hirschberg aus den Verzeichnissen der Krankenkassen (ohne die freien Kassen und ohne die Vororte), daß die höchste und geringste Zahl der beschäftigten männlichen Arbeiter im Jahre 1893 um 22000 schwankte und daß für den Januar 1894 etwa 16000 stelltenlos sein werden. Zu- und Abzug läßt sich nicht in Rechnung bringen und somit nicht genau abschätzen, wie viel von diesen 16000 Arbeitern, die seit November aus den Kassen aus-

getreten sind, thatsächlich sich auch in Berlin aufhalten und wie viele neu hinzukommen.

Fast so wenig, wie man sich bemühte, praktisch den Umfang der Arbeitslosigkeit festzustellen, versuchte sich auch die wissenschaftliche Nationalöconomie auf dieser Ecke ihres Gebietes. Wenn man von den Schriften der großen Socialisten absieht, die überhaupt alle socialen Uebel mit Stumpf und Stiel austilgen wollen, so liegen in der deutschen Literatur nur wenige kleine Untersuchungen vor. Die neuesten Schriften von Adler, Hirschberg und Schitowski machen nicht den Anspruch, das Thema zu erschöpfen, beschäftigen sich — wenigstens die beiden ersten — auch mehr mit den Maßnahmen zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit als mit dem Eindringen in den Kern und die Ursachen derselben. Das ist übrigens bei dem geringen statistischen Material auch rein unmöglich. Das beste, was meines Wissens über die Frage geschrieben wurde, ist zweifellos das kürzlich erschienene Buch „The Unemployed“ von Geoffrey Drage, dem Secretair der Labour Commission, worin die statistischen Materialien des oben erwähnten Blaubuchs der englischen Regierung einer eingehenden Bearbeitung unterzogen werden. Im Folgenden werden wir zum Theil uns an die Erörterungen des Engländers anschließen. Die Ursache der geringen Erfolge, welche man bisher im Kampfe gegen die Arbeitslosigkeit davontrug, liegt zweifellos in der geringen Kenntniß vom eigentlichen Wesen des Problems. Bei allen Veranstaltungen gegen dieselbe ging man mehr oder weniger blind und direct auf den Feind los. Man sah die Rotten hungernden Gestalten durch die Straßen ziehen und hielt es für die einzige Ausflucht und das einzige Ziel, diesen unfreiwillig Feiernden Arbeit und Brot zu schaffen. Man betrachtete sie als eine durch und durch homogene Masse. Alle wurden über einen Leisten geschlagen, die dauernd wie die vorübergehend Arbeitlosen, die gealterten wie die ungelerten Arbeiter, die guten wie die schlimmen, die arbeitsfähigen und willigen wie die physisch und moralisch herabgekommenen. Dazu kam noch die alte Neigung, den Baum des Unheils mit einem einzigen Hiebe fällen zu wollen, wodurch man sich die Aufgabe ungeheuer erschwerte. Zu jener höhern Strategie, welche dem Feind die Wege verlegt und ihn vorher zu zerplittern sucht, wenn sie angreift, hat man sich nirgends aufgeschwungen. Ein tieferes Eingehen auf die Ursachen, eine Classification der Arbeitslosen hätten manchen lichtvollen Ausblick eröffnet, und es ist das Verdienst Drage's, das Problem so gedreht und gewendet

worauf er fortfuhr: „Und ihr Spanier, werdet Ihr auch in diese schreckliche Coalition gegen uns eintreten? . . . Ich hätte geglaubt, daß Sie in diesem Kriege unsere Verbündeten sein würden.“

„Der Herr Graf belieben zu scherzen!“ warf der Spanier ein.

„Nicht im geringsten. Wir haben den Krieg doch auch ein wenig für Sie geführt, und ich würde es natürlich gefunden haben, daß Sie an unserer Seite marschirt wären. Darum habe ich am Tage nach der Kriegserklärung den Marschall Prim fragen lassen, welches Contingent Spanien stellen würde. Ich bin sehr überrascht gewesen, als ich wahrnahm, daß der Marschall vor den Folgen seiner Politik zurückschreckte.“

„Ich bitte um Verzeihung!“ erwiderte der Spanier lebhaft, „Spanien hat ebensowenig wie der Marschall Prim die Gemohnheit, zurückzumeichen. Wenn der Prinz von Hohenzollern seine Candidatur nicht zurückgezogen hätte und wenn wir für die Erhaltung unseres Rechts hätten kämpfen müssen, würden wir uns selbst gegen Frankreich geschlagen haben.“

„Es ist sehr schade, daß die Sache nicht so gekommen ist,“ entgegnete Bismarck, „Frankreich wäre dann im Norden und im Süden gefaßt worden und wir würden zu dieser Stunde in Paris sein. Welch ein Aufschwung für Ihr schon zu lange schlummerndes Volk!“

Nach einer Pause fügte er hinzu: „Und welche Absichten hat der Marschall Prim jetzt?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete der Spanier, „der Marschall beehrt mich mit seinem Vertrauen, jedoch nicht bis zu dem Grade, mich in seine politischen Pläne einzumischen.“

„Nun wohl! da Sie ja bald mit ihm zusammentreffen werden, so sagen Sie ihm, er möge bedenken . . . Ich bin nicht der Mann, mich in die Angelegenheiten Anderer zu mischen, und Preußen hat nicht im geringsten die Absicht, in die innere Politik Spaniens oder eines anderen Landes sich einzumengen. Indessen, man kann sagen, daß die Wahl eines deutschen Prinzen für Sie die Garantie einer Regeneration geboten hätte . . . Sehen Sie, die lateinische Rasse ist verbraucht; ich gebe zu, sie hat große Dinge ausgeführt, aber heute ist ihre Bestimmung erfüllt; sie ist dazu berufen, abzunehmen und möglicher Weise schließlich ganz zu verschwinden — als Gesamtheit wenigstens. Weiter sehende Staatsmänner der lateinischen Länder sollten diesen Umwandlungsproceß beschleunigen und leiten, anstatt in unfruchtbaren Anstrengungen sich zu erschöpfen, um eine vom Schicksal bestimmte Sache zu verhindern . . . Unser Prinz auf Ihrem Throne würde den Spaniern ohne Gewaltthat und ohne Demüthigung etwas deutsches Mark beigebracht haben. Die germanische Rasse ist jung, kräftig, ebenso voller Tugenden und Unternehmungsgeist, wie Sie es ehemals waren. Den nordischen Völkern gehört die Zukunft und sie treten nur in die ruhmvolle Rolle ein, welche sie für das Wohl der Menschheit auszufüllen bestimmt sind . . .“

. . . Nachdem die Unterredung mehrere Stunden gewährt und der Spanier um die Erlaubniß gebeten hatte, sich entfernen zu dürfen, begleitete ihn Bismarck bis zur Thür und sagte, indem er ihn seinem Neffen überwies:

„Man findet schwer Unterkommen in Versailles. Ich habe Ihnen ein Quartier zurecht machen lassen. Morgen werde ich mein Möglichstes thun, um bei der Militärbehörde zu erreichen, daß sie Ihnen ohne Verzug Ihre Passirischeine aushändigt.“

Der Spanier fand seinen Wagen vor der Thür, fünf Minuten später setzte ihn derselbe vor Nummer achtzehn der Rue Montbauran ab, wo Zimmer „für eine Person von Distinction“ bestellt worden waren. Die Ordonnanz, welche ihn begleitet hatte, sagte zum Besizer:

„Sorgen Sie für diesen Herrn, das ist eine große Persönlichkeit; Seine Excellenz hat drei Stunden mit ihm gesprochen und er hat mir seeben zwanzig Francs gegeben . . .“

Ach! Seine Größe sollte bald zu Falle kommen.

Bismarck mochten die Haltung und die Reden des spanischen Diplomaten, welcher ostentativ den Stern Stabellas und das Kreuz Saint Jean de Jérusalem, letzteres am Hals, trug, auffällig gewesen sein, denn er ließ alsbald Erkundigungen über die Persönlichkeit seines Tischgastes anstellen. Das Ergebniß war: Angel de Vallejo war identisch mit einem Redacteur des „Gaulois“, welcher unter dem Namen Angel de Miranda erst kürzlich für dieses Blatt einen von Haß und Galle gegen Preußen erfüllten Artikel geschrieben hatte, worin unter Anderem der König Wilhelm ein „caporal mystique“ genannt worden war. In Folge dessen wurde unser Spanier polizeilich überwacht und bereits am 14. October verhaftet, demnächst nach Mainz transportirt und dort als Gefangener „auf Ehrenwort“ internirt. Dies hinderte ihn jedoch nicht daran, sich bald heimlich aus dem Staube zu machen.

Diese wahrhaft dramatische Scene, die der falsche Spanier selbst ohne wesentliche Entstellungen veröffentlicht hat, ist ein fertiges, kleines Lustspiel, das den ganzen Bismarck und seinen Humor enthält.

Gewiß, wir kennen auch den Leidenden, den verbitterten, sogar den weinenden Reichskanzler, aber das sind nur vorübergehende Stimmungen und Nervositäten. Das leichte Thränen seiner Augen ist, wie er erzählt, nur eine vom Vater ererbte Schwäche der Augen, nicht der Empfindung, und als er in Nikolsburg einen Weinramb bekam, weil die Generale nach Wien und Ungarn marschiren wollten, da waren es seine durch die Aufregungen und Entbehrungen zerrütteten Nerven, die revoltirten. Immer bricht gleich wieder sein Humor durch und verklärt die herb-großen Züge seines weltgeschichtlichen Profils. Und er ist ihm treu geblieben durch allen Wandel der Zeiten. Die Ungnade seines kaiserlichen Herrn, der Undank seiner Collegen, der Haß der Parteien, die Wuth der Nämlinge, Polen, Demokraten und Socialisten — Alles hat er mit geruhigem Humor als etwas Unabänderliches philosophisch ertragen, denn er weiß, wie die Geschichte, wie einst sein gesamntes Volk über ihn urtheilen wird. Darum wird er auch heute die „tieffte Enttäufung“ seines kaiserlichen Herrn über die dem Einiger die Ehrung versagenden Reichstag verstreuen, aber nicht theilen und den verweigerten Subsidien großer preußischer Städte nur sein oft citirtes „Gefühl der Würfsichtigkeit“ entgegenbringen, das ebenfalls in seinem Humor wurzelt. Er weiß, daß die Stunde schlagen wird, wo alle Gegnerschaft verstummt und sich mit dem bis zuletzt eisernen Kanzler versöhnt. Wir aber hoffen, daß schon der 90. Geburtstag, den wir noch mit ihm feiern wollen, ein solcher ungetrübtter Jubeltag des nationalen Gedankens sein wird.

Die deutschen Symbolisten.

Von Oskar Pantzsa.

Es schleicht eine Menschenrasse durch Deutschland herum, die mir noch nicht genügend charakterisirt zu sein scheint; deren Staubfäden und geistige Receptiv-Organen noch nicht beschrieben sind. Bald taucht sie in Berlin auf, bald in Wien; einer von ihnen steckt meistens in Scandinavien, einer in Paris; zur Zeit hält sich eine größere Gruppe in München auf. Ich benutze die Gelegenheit, die Gattung zu beschreiben. Die Gattung. Sie Alle sind nämlich Eins. Ein Individuum. Viele Persönlichkeiten, aber eine Sache, ein Stöck. Wie bei der Koralle: tausende von Thierchen, aber eine Koralle. Ich wurde gefragt, ob ich die Gruppe unter phhysiolischem oder pathologischem Standpunkte betrachten wolle, also unter Hyrtl oder unter Rokitanzky. Ich kann das zunächst nicht beantworten. Wer zum ersten Mal ein Pfauenschwänzchen

unter den Tauben beobachtete, würde leicht auf die Meinung kommen, hier einer pathologischen Bildung gegenüber zu stehen. Aber das Pfauenschwänzchen ist eine wohlcharakterisirte Taube. — Jedenfalls ist es eine neue Menschenrasse. Sie nennen sich Symbolisten. Das heißt: sie wollen damit sagen, daß sie nicht sie sind, sondern etwas Anderes. Daß ihre Erscheinung, ihr Körper nicht sie sind, sondern nur das Symbol von ihnen. Daß hinter ihnen etwas Anderes steckt, dem gegenüber der symbolische Körper als eine verhältnismäßig geringfügige Sache erscheint. Daher auch ihre Gemeinschaft, ihre Zusammengehörigkeit, ihre Unität. Denn während sonst Körper sich doch nicht — oder nur schwer — vereinigen können, sind sie, da sie nur den hinter ihnen stehenden psychischen Factor betonen — „transcendentales Subject“ würde du Pöhl sagen — eine Einheit, z. B. eine Kugel, dem gegenüber das äußere Zerfallen in Individualitäten eine Zufälligkeit ist.

Die Symbolisten sind meist Schriftsteller, Künstler, Dichter, Philosophen, Musiker — aber auch gewöhnliche Menschen. Die Gruppe kann gegenwärtig in München, im nordwestlichen Viertel, gut beobachtet werden. Ich mache aber gleich hier auf eine Schwierigkeit aufmerksam, für den Fall, daß Zoologen oder Besizer von Naturalienabinetten sich zu einer Nachprüfung des hier Gesagten entschließen sollten: da die Symbolisten ihre sinnliche Erscheinung als etwas ihrem Werthe nach Nicht-Sinnliches, Symbolisches, Anders-Bedeutendes auffassen, so muß auch Alles, was unter diese sinnliche Sphäre als Aeußerung ihrer leiblichen Erscheinung fällt, anders gedeutet werden, nämlich: symbolisch. Wenn also z. B. ein Symbolist singt:

„Die Rose duftet durch den Garten
Und Ambraduft erfüllt das Haus . . .“

so darf ja nicht erwartet werden, daß Rosenduft vom Garten hereindringt, daß überhaupt Rosen im Garten sind. Um Gotteswillen nicht! Auf solche Mißverständnisse sind alle die unrichtigen Berichte zurückzuführen, die bisher in die Literatur und Zeitungen gebrungen sind. — Wie soll man denn dann die Wendungen der Symbolisten überhaupt verstehen? — Dazu gehört eben symbolische Auffassung, Vorbereitung und esoterischer Sinn. Es ist wie mit der Wagner'schen Musik. Den „Lannhäuser“ verstand Jedermann; man wußte, um was es sich handelte, und was die Musik ausdrücken wollte. Den „Tristan“ verstand bei seinem erstmaligen Auftreten fast Niemand, weil man ihn nach dem Soprasa des Verbi, nach Mozart'schen Melodien, meinetwegen nach dem „Lannhäuser“-Marsch registriren wollte. Der esoterische Klang drang noch nicht bis in die Seele vor. Heute verstehen die Meisten den „Tristan“, und die ihn nicht verstehen, behaupten es doch. Die Spät-Wagnerianer sind eben eine ganz neue Menschenrasse, und so sind auch die Symbolisten in der Literatur eine neue Menschenrasse.

Triffst du nun, freundlicher Leser, den der symbolistische Stachel noch nicht verletzt hat, in Gesellschaft, bei einem ästhetischen Thee, in einem Concert einen hageren, fast erloschenen Sängling in düsterer Kleidung, mit crêpe-noir-Gravatte, melancholischen Chopin-Locken und einem Hemdtragen, der das Mondlicht getrunken, so sei auf der Hut, denn gegebenen Falls ist er ein Symbolist. Gehe dann nicht prüfisch auf ihn zu und schnarre ihn an: Erlaube mich vorzustellen, mein Name ist Sounds! sondern warte; suche erst seinen Augen zu begegnen — sie sind Gazellen! — Triffst dich dann ein Strahl — keusch wie das Ob-Licht — her dir sagt, daß du Derjenige bist, Derjenige welcher, der Freund, der Ersehnte oder der Adept, der Symbolist-Candidat, dann tritt näher, dann wirst du sehen, daß diese Lippe, diese meist glatt-razirte Lippe — diese Rose — „zu stolz, den Thau des Himmels zu empfangen“ — sich dir entknospet, und dir, o du Glücklicher, zulächelt — o schweig, Nachtigallen! —

und ein Reflex, vom Kronleuchter geholt, von einem seiner halbentblößten Schneidezähne — sie sind Elfenbein — dich trifft und dich ersteteln macht . . .

Die Symbolisten trinken kein Bier. Dies gilt auch für die Münchener Gruppe. Die deutschen Symbolisten trinken kein Bier. Liegt allein schon in diesem furchtbaren Satz eine Welt von Kritik, so wird sie noch vervollständigt, wenn ich hinzufüge: Sie trinken nur Thee und den „schlärfsen“ sie. Der Symbolist ist meist glatt razirt, weil ihm seine Apolloniene dies gestattet. Seine Wangen sind Thäler mit Maiglöckchenbüschen. Durch seine Augen ziehen die Schatten der Paranoia. Seine Händedrücke sind Schlangen, die sich durch's Gras ringeln, liebliche Mattern. Auf seinen Lippen lächelt der Selbstmord. Niemals hat der Symbolist eine Stumpfnase, niemals einen Nausch, niemals gebraucht er Kernflüche, niemals trägt er schwere Stöcke, mit denen man zuhauen kann, niemals spricht er so laut, daß ihn noch ein Dritter versteht, niemals hat er ein Examen gemacht, niemals hat er eine unbezahlte Rechnung, niemals trägt er Wäsche, die nicht das Mondlicht getrunken.

Die Vertreter der neuen Gruppe sprechen laut von Schelling, erwähnen freundlich Goethe, preisen Böcklin und lieben Platen. Es ist aber sehr fraglich, ob sie wirklich Schelling, Goethe, Böcklin und Platen meinen, da ihre Sprache symbolistisch, und, wie ich schon oben erwähnte, nicht nach ihrem directen Begriffswerth geprüft werden darf. Es ist sogar Hundert gegen Eins zu wetten, daß, wenn sie von Goethe freundlich reden, sie nicht den Goethe meinen, den wir Alle kennen, sondern den Goethe, den sie sich herauslesen, also einen esoterischen Goethe. Denn daß sie ihn nicht als Vorbild verehren können, liegt glatt auf der Hand. Ob sie bei Böcklin mehr wie die schöne blaue Farbe im Auge haben, möchte ich bezweifeln. Was sie unter Schelling verstehen, ist um so räthselhafter, weil auch schon vor den Symbolisten, wenn Einer sagte, er habe den Schelling verstanden, niemand wußte, was er meinte. Und was sie unter Platen verstehen, was sie darunter verstehen, wenn sie sagen, daß sie Platen lieben, ich weiß nicht, was sie damit meinen.

In himmelblauen Blüsch-Schlafrocken von weichster Seide, die in geistlichem Schnitt bis auf die Ferse reichen, und deren herzförmiger Ausschnitt oben den nackten Hals — o weißer Schwan! — umschließen, ruhen diese Göttlichen zu Hause auf weichunterlegten Lutherstühlen oder auch auf Dreifüßen, den himmlischen Kopf leicht auf die Seite geneigt, in der langen, bleichen, weißen Hand den schlanken Kiel, und mit dem Ausdruck leichenhaften Empfindens im wächsernen Antlitz, auf den ausgesogenen Lippen die Lieblichkeit des mißglückten Selbstmordversuches, hauchen sie auf die elfenbeinerne Schreib-Unterlage:

„— du müßtest mir durch die Gemächer schreiten — —“)

Oder:

„Owe war sint verschwunden alliu miniu jar!“

oder ein Citat aus Baudelaire:

„O Mort, vieux capitaine, il est temps! levons l'ancre!
Ce pays nous ennuie, o Mort!“

Sonst? „Was schreiben sie sonst?“ — Was sollten sie sonst schreiben? Sollten sie denn sonst Etwas schreiben?! — „Wie geht das Gedicht weiter?“ — Welches Gedicht? — „Du müßtest mir durch die Gemächer schreiten.“ — Ist es denn ein Gedicht? — „Es steht doch als Gedicht dort.“

*) Erik Cassirer, „Edgar“, eine Dichtung. In 100 Exemplaren gedruckt. Nr. 22, 101 Seiten. Druckort? Ketner! (Reichspreßgesetz vom 7. Mai 1874. § 6.) Verlag? Ketner! (Reichspreßgesetz vom 7. Mai 1874. § 6.) Vertrieb? M. Loebell, München, Theresienstraße 53. Papier? Feinstes Elfenbeinpapier. Wieviel pagina? Hundertsech. Davon bedruckt? Siebzig. Von den bedruckten wie viel zur Hälfte leer? Einundfünfzig. Kettern? Für die Ueberschriften Tractor, für den Satz Schwabacher, für den Umschlag Antiqua.

Rehnt es sich denn oder hat es Rhythmit?" — Nein! — „Also ist es doch kein Gedicht!" — Eine Zeile! — „Was folgt denn nach der Zeile?" — Nichts! — „Was kommt denn vorher?" — Nichts! — „Ist es denn der Anfang des Gedichts?" — Der Anfang! — „Und wie geht es weiter?" — Es geht nicht weiter! — „Wie schließt es denn?" — Es schließt ebenso! — „Und was steht zwischen Anfang und Schluß?" — Nichts! — „Was steht denn auf der vorhergehenden Seite?" — Nichts! — „Und auf der folgenden?" — Nichts! — „Ist es denn das ganze Gedicht?" — Das ganze Gedicht! — „Was steht sonst noch auf der Seite?" — Die Seitenzahl 101.

Eine der Hauptbeschäftigungen der Symbolisten ist das Sterben, und mit wahrer Inbrunst ergeben sie sich dieser grausamen Uebung:

Manchmal gehe ich zur Folterkammer
Die aus schwarzem Eisen ist
Meine stille Freundin zu besuchen
Die aus schwarzem Eisen ist
die eiserne Jungfrau

Frisolin, mein lieber Trautgeselle,
Hülle meine Ohnmacht, trage
Mich im Blute meiner rothen Wunden
Aus der schwarzen Kammer weg
von der eisernen Jungfrau

Denn nun kann ich schöne Lieder singen
Mich und Dich gar tief zu rühren
Nun im Blute meiner roten Wunden
Jubl' ich wie ein Sommervogel.
Dank! eiserne Jungfrau!**)

Ueber das Verhältnis der Symbolisten zum Weib habe ich die genauesten Forschungen angestellt, aber leider nichts in Erfahrung bringen können. Kein Klatsch, keine Indiscretion, kein Ehebruch, kein breach of promise, geschweige ein uneheliches Kind. In der ganzen vorhandenen Literatur, so weit ich ihrer habhaft werden konnte, kein echtes, ehrliches Liebesgedicht. Bei einem Duzend der Ergüsse weiß man nicht, an wen sie gerichtet sind, da die vermaledeite Einrichtung der deutschen Sprache die Feminin-Endung bei Eigenschaftswörtern und participia perfecta nicht erkennen läßt. An wen ist es z. B. gerichtet, wenn Stefan George singt:

Lauschost Du des feuers gesange
Lagert sich neben dein knie meine wange
Mit zagen genießt sie dein zartes warm

Ihre kühne flammende röte
Fürderhin mir deine nähe verböte
Ich bin in dem himmel ein sklav dem harm

Legst in mitleid du mir die haare
Einziges Lohnung! und oft nooh in fabre (?)
Verharr ich vor deinem erhabnen stolz***)

oder wenn Cassirer — nebenbei gesagt der Begabteste neben Dauthendey — klagt:

„Als ich Dich hest in der Nacht und Dein Herz schlug an meinem Herzen —
Als ich Dich küßte in jener Nacht und meine Wange stülzte die zarte Feuchte deiner Wange —
Als in jenen Stunden mein Finger Dich zu erraten suchte — — —
Da, eng Dir verbunden, wagten meine Lippen nicht schwächerne Frage.
Doch sieh! ich küßte ich küßte — —: Daß Du mich nicht liebtest.
Zu Eis glaubte ich würde das klopfende Herz in mir und wie einen Schrei küßte ich meine Einsamkeit.
Aber nächstens, auf einsamem Lager, darfst du nicht — nicht wahr? —
Dann darfst du träumen, Du trätest zu mir an mein Lager?
und Deine engländischen Finger besänftigten die schwarzen Locken meines Hauptes?
oder legten aus der Stirne mir die schwarzen Haare feucht vom Schweißgehetmer Angste? — —
Denn ich bin, mußt Du wissen, sehr verlassen.“***)

*) Fritz Cassirer, a. a. D. S. 85.

***) Stefan George, Pilgerfahrten. Wien, Verlag der Blätter für die Kunst. S. 11.

****) Fritz Cassirer, a. a. D. S. 87.

Auf der andern Seite muß ich aber ebenso wahrheitsgetreu versichern, daß ich kein Gedicht getroffen habe, welches direct an einen Knaben gerichtet gewesen wäre. Wie dieses Fischgeschlecht sich fortgepflanzt, ist noch nicht eruit.

Geheimnisvoll, wie ihre erotischen Beziehungen, ist auch alles Uebrige an diesem merkwürdigen Geschlecht. Wo sie ihre Bücher drucken lassen, niemand weiß es. Wo sie das körnige Papier hernehmen, gemischt mit Sandelholz, niemand weiß es. Das Elfenbeinpapier von Fritz Cassirer bringt die Papier-Grossisten, denen ich es zeigte, außer sich. Kein Verleger verlegt sie. Kein Drucker druckt sie. Kein Reichspreßgesetz straft sie. Die „Blätter für die Kunst“, der Versammlungsort ihrer gemeinsamen Seele, erscheinen nirgends, sie haben kein Titelblatt, tragen als Band- und Heft-Nummer die tollsten Zeichen und auf dem Umschlag wird jeder gewarnt: „Der Leserkreis dieser Zeitschrift ist ein geladener!“ Man glaubt allgemein, die Hefte werden auf dem Meere gedruckt, zwischen Norwegen und der deutschen Nordseeküste. Die Reihenfolge der Verse und Worte macht den Eindruck, als wäre nur jedes zweite oder dritte Wort irdischer Provenienz, der Rest dagegen in der vierten Dimension gelegen, wo wir groben Irdischen sie eben nicht sehen, und daher die Gedichte nicht verstehen, z. B. wenn Stefan George singt:

In alte lande laden bogenhallen
Schlanke kolonne
Und licht in dem getragne strofen sohallen
Dort sog ich sonne
Nach einer flucht aus feuchter drachen krallen

Am rand der gärten riss mich eine nadel
Thearose gelbe rose
Mit sattem schmelz und ohne weissen tadel
Mächtige mildelose
Schon tropfen tau beklömmen ihren adel

Zu früh noch will ich mich am wolgeruche
Erster veilchan haleben
In heissen häusern ich sie spärlich suche
Ihr in die nähe zu schweben
Erlös ich freunden duft aus meinem tuche.***)

Dort, in jener vierten Dimension, liegen offenbar auch die Interpunktions-Zeichen und großen Buchstaben, die hier fehlen. Wir machen alle deutschen Regierungen, auch wenn das „Umssturz“-Gesetz nicht zu Stande kommen sollte, nachdrücklichst auf diese gefährliche Sorte moderner Rosenkreuzer und Illuminaten aufmerksam, die auf der einen Seite von einer „höchsten Freiheit der Bewegung“ reden**), auf der andern Seite durch ihren Wortführer Paul Gerardy verkünden, sie seien „keine Sittenprediger und lieben nur die Schönheit die Schönheit die Schönheit.“***)

Ich besann mich und besann mich. Ich wollte der Sache auf den Grund kommen. Mit all' meiner naturwissenschaftlichen Methode, mit der ich die Anatomie, die Physiologie, die Fortpflanzung, die Erotik und die literarischen Künste dieser neuen Secte ergründet zu haben glaubte, blieb ein bitteres Gefühl in mir zurück, daß ich nicht auf den Grund gekommen sei, daß ich die wahre geistige Sphäre dieser „Schönheits“-Enthusiasten nicht ganz erfaßt habe. — Und ich ward fortgetragen im Geiste. Und siehe, ich sah einen schlanken Tempel mit glatten Marmorsäulen, eingehüllt in Ephen, verborgen im Dunkeln, wie sie auf Cythere stehen und dem Adonis geweiht sind. Von Fern her glänzte das blaue Meer und ich hörte das Aufschlagen der weißen Wellenkämme. Und der Engel, der mich geleitet hatte, trat zu meiner Rechten und sprach: Tritt näher. Und ich trat näher. Und siehe, ich sah zu beiden Seiten des weißen Portals, welches griechisch gebaut war und herausleuchtete aus dem Ginstern wie die Schneehäupter des Hebron aus dem Nacht-

*) Stefan George, a. a. D. S. 15.

***) Blätter für die Kunst (ohne Verlag). Zweite Folge, Band I, S. 1.

****) a. a. D. Zweite Folge, Band IV, S. 113.

himmel, zwei nackte Knaben, die waren köstlich gebaut und auf ihren Stirnen lag Lieblichkeit. Und trugen Tafeln in den Händen; darauf stand: „Anmuth“ und „Schönheit“. Und ich stieg hinauf die Treppen und kam hinein, und siehe, es waren da keine Fenster; der Bau ringsum geschlossen, also daß niemand hinein sehen konnte. Und ringsherum in der Runde, ein wenig von der Wand entfernt, standen zwölf Säulen aus Saspis, die glänzten wie die Morgenröthe, mit Akanthus und Weinlaub in den Kapitälern, und trugen die Kuppel. Und von oben goß blutrothgefärbtes Sonnenlicht in die Mitte des Saales. Und der Estrich war gebielt und geböhnt mit Symbolen, die ich nicht nennen darf, und glänzte heftig. Und der Engel schritt mir voran und ging für mir. Ich aber folgte. Und der Engel sprach: Komm und siehe! Und ich kam, und siehe, da war gebaut in der Mitte ein Opferaltar, der war aus einem einzigen Stück. Und war weiß. Und auf dem Block lag ein Rissen aus weißem Atlas, genähet mit Seide. Und auf dem Rissen lag ein Haupt, das war frisch abgeschnitten. Und blutete heftig. Und es lief herunter über den Atlas und färbte ihn roth. Und lief auf den Block von weißem Marmor. Und rieselte herunter auf den Boden. Und das Haupt leuchtete in jünglinghafter Reinheit und war tabellos wie eine köstliche Leiche. Die Stirne geglättet in Schönheit und frei von den Furchen des Gedankens. Die Schläfe weiß wie Maaßter und mit dem blauen Geäder des Granits. Die Nase glatt und tabellos gebaut wie eine Lilie. Und war nichts Süßliches an ihr. Die Lippen weich und wallend wie Antinous-Lippen. Auf den bleichen Wangen lag Lieblichkeit wie Maiblumenbüsche. Und von den blutleeren, geöffneten Lippen lächelte die Freude des gelungenen Selbstmords.

Und ich wandte mich zum Engel und frug: Was bedeutet es? — Und der Engel antwortete: Es ist das Haupt des deutschen Symbolismus! — Ich wunderte mich aber und sprach: Ist es das Haupt von Otto Erich Hartleben? — Und der Engel verneinte: — Ich ärgerte mich aber, daß es nicht das Haupt von Otto Erich Hartleben war. Und frug wiederum und sprach: Ist es das Haupt von Paul Gerardy (Berlin)? — Und der Engel verneinte — Oder das Haupt von Dautschendy (Norwegen)? — Oder von Stefan George (Paris)? — Oder von Boris (Wien)? — Oder von Fritz Cassirer (München)? — Und der Engel wandte sich zu mir und sprach: Es ist nicht das Haupt dieses oder jenes. Es ist das Haupt des deutschen Symbolismus. Denn sie sind alle Eins. — Und warum ist das Haupt des deutschen Symbolismus abgeschlagen? — Die symbolistische Dichtung gedeiht nur im Augenblick des Selbstmords, wie geschrieben steht: „Denn sie sind keine Sittenprediger, sondern lieben nur die Schönheit die Schönheit die Schönheit.“ —

Feuilleton.

Harun al Raschid II.

„Gut! Sehr gut! Ganz meine Auffassung,“ enthielt der Fürst beifällig nickend. „A propos — wie lange haben wir noch zu fahren?“ fügte er hinzu, sich von seinem Sitze erhebend und an eines der Fenster tretend. Eine Anzahl Glühlampen verbreiteten ein mildes Licht in dem Salonwagen des Hofzuges; das zarte Goldbraun der Polster leuchtete im Widerschein der Spiegel, die in Abständen die Wagenwände bedeckten. „Majestät, vierzig Minuten,“ erwiderte der Adjutant, der sich gleichfalls erhoben hatte. Der König hatte geruht, ihn in ein Gespräch zu ziehen; die Verwendung der Cavallerie im Zukunftskriege hatte das Thema gebildet. Zum Glück hatte der junge Graf einige Tage zuvor

einen einschlägigen Artikel der Militärzeitung in sich aufgenommen, der — obgleich aus bürgerlicher Feder — die Frage vortrefflich behandelte. Er beschloß das Blatt künftig mit noch größerer Sorgfalt zu lesen; für den Augenblick besorgte er den erkalteten Wink und entfernte sich, nach einer — der königlichen Rückseite gemachten — Verbeugung.

In gleichmäßiger Schnelligkeit verfolgte der Zug seinen eisernen Weg, durchfuhr Station um Station, deren Lichtreihen im Fluge hinter sich lassend. Der Mann am Fenster hatte das seidene Gehäng zurückgeschoben und blickte hinaus in die hereinbrechende Nacht; sein Land war's, das er durchfuhr, jede Drehung der Räder brachte ihn der Hauptstadt näher. Fern im Westen lag noch ein dumpfes Noth, vermischt mit Streifen von Grauviolett, die langsam in Schwarz übergingen; dort war die Sonne hinabgesunken. Die Streifen verschoben sich und nahmen Gestalt an; über das Noth hatte sich eine Wolke geöffnet, sie theilte sich und ließ die dunkle Bluth des Hintergrundes durchschimmern, einem Riesenthore gleich, aus dessen Wölbung Feuer brach. Vor dem Thore lag ein Ungeheuer, sein gleichfalls aus Wolken gebildeter Schwanz verlor sich im Dunkel. Einige Augenblicke noch erglühete das Noth, warf seinen Woglanz auf den Kopf des phantastischen Ungethüms, dann wurde es blässer und blässer, und bald lag Nacht, eine stille Märznacht über der weiten Ebene. Der Fürst war dem Farbenpiel gefolgt, er trat zurück und griff nach einer Zeitung. Er überflog die Spalten, plötzlich stugte er und wurde aufmerksamer.

„Donnerstag Abend findet in den Sälen der Bienenbrauerei eine Volksversammlung statt. Thema: Die neuen Steuermaßnahmen der Regierung.“

„Täglich fester!“ murmelte er. „Sie warten nicht mal mehr, bis die Kammer sich damit beschäftigt.“

Er legte das Blatt weg und griff nach einem anderen, um es nach kurzer Frist wieder bei Seite zu schieben. Seine Laune war gestört. Glaubten die guten Leute denn, es mache ihrer Regierung nur so Spaß, hin und wieder die Steuereschraube etwas anzuziehen. . . . Im Grunde war es wohl gar nicht das Volk, . . . dessen Lage war gar nicht so schlimm, wie einzelne behaupteten; die säten das Unkraut der Unzufriedenheit, stachelten die Massen und warfen sich auf zu Führen. Was denn — so frug er sich — hatte er vor seinen Unterthanen voraus? Die größeren Schulden etwa . . . das bessere Essen und Trinken? . . .

„Gott bewahre!“ murmelte er lachend. „Wenn man, wie ich, Wein zu einer Markt die Flasche trinkt! . . . Und die Souveränitätsrechte! . . . Die haben wir uns selbst beschritten . . . Was also bleibt viel! . . . Das Vergnügen, jedes Halbjahr einen neuen Minister zu suchen . . . einer immer fähiger als der andere.“

Doch die Selbstironie hielt nicht lange an, der Karger kehrte wieder: was konnte dieser Referent vorbringen? Wahrscheinlich war er Rechtsanwält, einer von der Sorte, die sich aus Mangel an Klienten an der Regierung rieb; zugleich die beste Art, sich einen Namen zu machen. . . . Wollte der Kerl gerecht sein, so mußte er gestehen, daß kein Pfennig verloren ging, das Geld floß wieder zurück. . . . in's Volk. . . . wenn auch nicht gerade in die Taschen derer, die es hergegeben. . . . Ob wohl Gegner auftraten? . . . Hoffentlich! . . . Wozu hatte er seine Beamten, wenn sie dem Erstbesten zulieken, die Regierung anzugreifen! Wieder griff er nach dem Blatte. Es war nicht unter jenen, die ihm regelmäßig vorgelegt wurden; ein Zeitungsverkäufer mußte es unterwegs in den Wagen geworfen haben. Allem nach schien es besser redigirt, als die „Offizielle“, die zu lesen er verurtheilt war. Er vertiefte sich mehr und mehr in den Inhalt.

„Unverschämt!“ murmelte er nach einer Weile. „Unverschämt, aber — wahr.“ Er las weiter:

„So sehen wir denn, daß der Mann, der am meisten Grund hätte das Leben des Volkes, seines Volkes zu kennen, die denkbar geringste Fühlung mit demselben besitzt. Ja — wir behaupten, er kennt sein Land nicht einmal äußerlich. Die Stadt, das Städtchen, die er mit seinem Besuche beglückt, sie legen Festgewand an, desgleichen die Menschen. Wir wollen die Potemkin'schen Dörfer, über die sich hier sprechen ließe; heute unerwähnt lassen, wir erinnern nur an die Vorfälle im L. . . . fchen Kreise, wo den Bauern während der letzten Hofjagden nahegelegt worden war, in sonntäglicher Bewandung ihren Arbeiten nachzugehen. Der Kreis ist einer der ärmsten des Königreichs; dem Landesvater sollte das Gegenheil beigebracht werden.“

„Wirklich hübsch! Der Sache werden wir auf den Grund gehen!“ murmelte der Lesende. Das Blatt sollte künftig täglich auf seinem Schreibtisch liegen! Er fuhr fort in seiner Lectüre:

„Aber das Parlament . . . werden einzelne unserer Leser sagen, . . . es ist doch der Ort, von dem aus das Volk zu seinem Herrscher spricht! . . . Wir lassen den Wenigen, die so sprechen werden, ihren glücklichsten Wahn; wir sehen uns zu selten veranlaßt, den Parlamentarismus im Lichte dieser hohen Auffassung zu betrachten. Uns erscheint diese Institution ein republikanisches Pflöpfels auf den — beiläufig gesagt etwas gealterten — Baum der Monarchie. Das Volk, das sich gewöhnt hat, auf dieses Pflöpfels zu blicken, glaubt sich zu regieren und wird regiert. Der Wille Gottes geschieht allezeit, sagt das Buch der Bücher an mehr denn einer Stelle, wir möchten sagen: das Parlament mag stimmen wie es will, am Ende geschieht doch nur, was die Regierung gut heißt.“

„Hat etwas für sich,“ murmelte der Fürst mit ironischem Lächeln; er steckte das Blatt zu sich und lehnte sich zurück, den Blick auf die

Nachdruck verboten.